

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägl. die Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 273.

Freitag, den 20. November 1908.

23. Jahrgang.

Enterbt.

Kriminal-Roman von Richard Dallas.

(Fortsetzung.)

Ferner hatte sich die Tatsache ergeben, daß White sich bewußt war, große Verpflichtungen gegen seinen Vetter Winters zu haben, und der in seinem Testamente gebrauchte Ausdruck, er hinterlasse Winters sein Vermögen, weil er „ein altes Unrecht wieder gutmachen wolle“, deutete darauf hin, daß möglicherweise die letztwillige Verfügung seines Onkels über sein Vermögen die Erklärung zu allem enthalte. Unter allen Umständen war es auffallend, daß ein Vater seinen Neffen zum Universalerben eines großen Vermögens eingesetzt und seinem eigenen Sohne fast nichts hinterlassen haben sollte. Ich suchte daher die näheren Umstände, unter denen das Testament von Winters' Vater errichtet worden war, in Erfahrung zu bringen. Das Testament war von dem Diener und einer Krankenpflegerin, die zu jener Zeit in demselben Hause wie Winters' Vater wohnten, als Zeugen unterzeichnet und auf dem Totenbett des Testators errichtet worden. Ich machte den Diener und die Krankenpflegerin ausfindig und erfuhr von ihnen die folgenden Tatsachen:

Am Morgen seines Todes teilte der Testator White in Gegenwart der Krankenpflegerin mit, er wolle ihm ein Legat von zehntausend Dollars vermachen, und bat ihn, seine Rechtsanwälte Didson und Brown zu holen. White entfernte sich und kehrte nach ungefähr einer Stunde mit Littell zurück.

Der Diener ließ sie ein; er kannte den letzteren.

Die Krankenpflegerin hörte, wie der Testator White fragte, warum er nicht seine Rechtsanwälte mitgebracht habe, worauf White antwortete, daß sie beide verreist seien. Der Testator teilte nun Littell seine letztwilligen Verfügungen mit; seine Stimme war sehr schwach, und die Krankenpflegerin konnte nicht verstehen, was er sagte. Dann verließ Littell in Gesellschaft das Zimmer, und beide begaben sich nach der Bibliothek, wo der Diener sie mit Schreibmaterial zur Aufzeichnung des Testaments versorgte. Dann kehrte sie nach dem Zimmer zurück, in dem der Testator lag, und Littell las ihm das Testament vor. Die Krankenpflegerin stand an einem Fenster in der Nähe des Bettes und hörte Littell das Testament vorlesen. Sie erinnerte sich genau, daß der alte Winters seinem Neffen Artur White die versprochenen zehntausend Dollars vermachte. Der Testator las das Testament nicht selbst, da er dazu nicht mehr imstande war. Darauf wurde das Testament von den Zeugen vorschriftsmäßig unterzeichnet, und der erstere ordnete an, es solle Didson und Brown zur Verwahrung übergeben werden, die, wie es sich später herausstellte, zu Testamentsvollstreckern ernannt worden waren. Der Testator starb an demselben Nachmittag. Ich erwähnte der Krankenpflegerin gegenüber absolut nichts von dem Inhalte des Testaments und fragte sie nur, ob sie sich dessen erinnere, und sie erklärte aus freien Stücken, es sei für White eine Summe von zehntausend Dollars ausgezahlt worden. Sie wußte nicht einmal, daß das Testament ihm tatsächlich hunderttausend Dollars vermachte, denn sie hatte späterhin nicht weiter daran gedacht oder davon sprechen hören. Ich suchte die Rechtsanwälte Didson und Brown auf und erfuhr von ihnen, daß White ihnen das Testament nach dem Tode des Testators, aber noch an demselben Tage übergeben habe und daß ferner keiner von ihnen an jenem Tage verreist gewesen sei.

Sechs Monate nach dem Tode des Testators wurde das Vermögen verteilt. White erhielt sein Legat von hunderttausend

(Nachdruck verboten.)

Dollars ausgezahlt und hinterlegte die Summe in der Bank, wie ich auf Befragen erfuhr; noch im Laufe derselben Woche erhob er davon fünfzigtausend Dollars; am folgenden Tage hinterlegte Littell diese Summe bei einer Bank in Jersey City, erhob sie aber später wieder und hinterlegte den größten Teil davon — einige vierzigtausend Dollars — bei seinem eigenen Bankier in New-York. Diese letztere Tatsache erfuhr ich von dem Bankier selbst, und mit seiner Hilfe konnte ich auch feststellen, daß die Summe früher auf der Bank in Jersey City deponiert gewesen war, denn es hatte eine direkte Übertragung von dieser Bank aus stattgefunden.

Die zur Bekräftigung der vorstehenden Tatsachen nötigen Zeugen sind sämtlich zur Hand und können jederzeit vernommen werden.

Hochachtungsvoll ergebenst

E. Miles.

New-York, 20. März 1883.

Vierzehntes Kapitel.

Ich will über den Schluß meiner Erzählung rasch hinweggehen. Was zu berichten übrig bleibt, läßt sich mit kurzen Worten abmachen, und ich trage kein Verlangen danach, unnötig dabei zu verweilen.

Es war am nächsten Vormittag, und ich saß wieder in meinem Amtszimmer, als mich die Stimme des Bureaudieners in meinen schmerzlichen Betrachtungen unterbrach.

Herr Littell wünscht Sie zu sprechen, Herr Assessor, sagte er.

„Ich lasse bitten, erwiderte ich mechanisch. Ich hatte an Littell gedacht und nahm die Ankündigung seines Besuches als etwas Selbstverständliches hin, obgleich ich keinerlei vernünftigen Grund hatte, ihn in diesem Augenblicke zu erwarten. Es waren noch nicht vierundzwanzig Stunden vergangen, seitdem ich Miles' Bericht gelesen hatte, und schon sollte ich Littell gegenübertreten. Ich hatte noch keine Gelegenheit gehabt, mit mir zu Räte zu gehen, welches Verfahren ich einschlagen sollte. Kaum hatte ich mir die volle Tragweite des Geschehenen klar gemacht, und schon sollte ich ihm jetzt, gerade in diesem Augenblicke gegenübertreten und mit ihm sprechen. Ich konnte es nicht. Ich brauchte mehr Zeit; verzweifelt legte ich einige Papiere vor mich hin und vergrub mich hinein, um den Anschein zu erwecken, als sei ich mit Arbeit überbürdet.

Die Tür öffnete sich, und Littell stand auf der Schwelle. Ich stellte mich, als bemerkte ich sein Eintreten nicht, warf aber einen verstohlenen Blick auf ihn, ohne meinen Kopf zu erheben. Es war noch der nämliche Littell, tadellos gekleidet, lebenswürdig, heiter, die allgemein beliebte, anziehende Persönlichkeit.

Nun, Did, sagte er, ich bin wieder zurück, wie Sie sehen! — seine Stimme klang herzlich wie immer, als er vor mir stand und mich lächelnd begrüßte.

Es war mir unmöglich, seine Anwesenheit länger zu ignorieren; mit gewaltsamer Anstrengung sah ich auf und begegnete seinem offenen Blick mit meinem befangenen, unsicheren, indem ich seinen Gruß sehr freundlich zu erwidern suchte; ich blieb jedoch sitzen, da ich seine Hand nicht ergreifen konnte. Es geschah nicht, weil ich nicht die Hand eines Verbrechers ergreifen wollte, sondern weil ich die meinige nicht einem Manne reichen konnte, den ich ins Verderben zu stürzen beabsichtigte; so bat ich ihn denn, um dies zu bemängeln, und den Fragen aus dem Wege zu gehen, die

er, wie ich fürchtete, an mich richten würde, Platz zu nehmen, bis ich mit meiner Arbeit fertig wäre. Er sah mich forschend an, während ich seinen Blicken auswich.

Nun, sagte er ruhig, beenden Sie nur Ihre Arbeit; ich habe keine Eile; er setzte sich und wartete geduldig, beobachtete mich aber unausgesetzt.

Ich bemühte mich, meine Aufmerksamkeit auf die vor mir liegenden Papiere zu richten und meine Fassung zu bewahren, aber dies war mehr, als ich vermochte; ich kreuzte meine Arme über dem Schreibtisch, schaute Littel gerade ins Gesicht, bereit, das Neueste zu tun — alles andere war leichter zu ertragen als dieses Baudern.

Sie sind wohl nicht recht zum Arbeiten aufgelegt? fragte er, als er mein Verhalten bemerkte.

Nein, erwiderte ich, es ist mir unmöglich.

Was gibt es denn? erkundigte er sich; was ich geantwortet haben würde, weiß ich nicht, denn in demselben Augenblick wurde an die Tür geklopft und auf mein lautes „Herein“ erschien Miles im Zimmer. Die Erleichterung, die mir diese Unterbrechung verschaffte, war unbeschreiblich, denn sie bedeutete für mich zum mindesten eine moralische Unterstützung oder gar — einen Aufschub. Miles verbeugte sich vor Littel und erhielt ein Nicken zur Antwort. Dann sah er mich forschend an; ich verstand die Frage und schüttelte verneinend den Kopf. Littel mochte uns wohl beobachtet haben, aber er veränderte keine Miene und zeigte ein so selbstbewusstes Wesen wie je.

Wünschen Sie mich privatim zu sprechen? fragte ich Miles.

Nein, entgegnete er; was ich zu sagen habe, wird Herrn Littel ebenso sehr interessieren; und ohne eine Frage abzuwarten, fuhr er fort: Winters liegt im Sterben.

Ich stand auf. Ich werde sofort zu ihm gehen, sagte ich und bat den Detektiv, mich zu begleiten, äußerte aber nichts zu Littel, denn es schien mir kaum passend zu sein.

Ich will auch mitgehen, erklärte er und führte dann, da er mein Zögern bemerkte, gleichsam als Erläuterung hinzu: Sie wissen, ich bin sein Verteidiger.

Darauf hatte ich nichts zu erwidern. Wenn er hinzugehen wünschte, so hatte er ein Recht dazu, und mit einem kurzen zustimmenden Nicken verließ ich mit den beiden das Zimmer.

Ich habe einen Wagen vor der Tür stehen; wir haben keine Zeit zu verlieren, sagte Miles; wir stiegen ein und fuhren in scharfem Trab nach dem Gefängnis.

Als wir eine Straße gefahren waren, wandte sich Littel wie zufällig an Miles.

Nun, fragte er, haben Sie etwas erreicht?

Der Detektiv zögerte und antwortete dann einfach: Ja.

Aber kaum Ihren Mann gefunden? fuhr Littel in demselben Tone fort.

Wiederum zögerte der Detektiv und antwortete dann: Doch.

Ich umklammerte den Fensterrahmen und lehnte mich an allen Gliedern zitternd auf meinen Sitz zurück; als dann Littel wieder sprechen wollte, faßte ich ihn am Arm. Er wandte sich um, blinnte mich eine Sekunde lang mit einem Ausdruck, in dem beinahe etwas wie Mitleid lag, an und wandte sich dann von neuem an Miles.

Wer ist es? fragte er.

Nicht jeht! nicht jeht! ächzte ich, mich an Miles wendend. Ich muß es ihm mitteilen; überlassen Sie es mir.

Gut, entgegnete Miles, und Littel wandte sich, nachdem er einen einzigen forschenden Blick auf uns geworfen hatte, ab und sah ruhig während der ganzen übrigen Fahrt zu dem offenen Fenster neben ihm hinaus. Ob er Furcht oder Gewissensbisse empfand, war nicht zu erkennen. Er war undurchdringlich.

Bei der Ankunft im Lazarett wurden wir sofort in das Zimmer geführt, in dem Winters lag. Es unterschied sich in nichts von anderen Gefängnislazarettzimmern; reinlich und sauber, aber nackt und kahl — es war ein unsagbar trauriger Aufenthalt. Ein einziges vergittertes Fenster, vor dem sich eine gelbe Jalousie befand, ließ gedämpftes Licht ein, das von den weißgetünchten Wänden reflektiert wurde und an dem gegenüberliegenden Ende des Zimmers eine schmale Bettstelle erkennen ließ, auf dem die abgekehrte Gestalt Winters' unbeweglich lag. Sein Gesicht war bleich, die Augen geschlossen, und ich fürchtete schon, wir seien zu spät gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

□ **Zunge und Charakter.** Heutzutage muß man sich hüten, seine Zunge zu zeigen. Denn wenn sie auch nicht spricht, so verrät sie doch den Charakter. Es gibt Leute, die sich einbilden, aus Form und Gestalt der Zunge auf die Charaktereigenschaft des Besitzers mit untrüglicher Sicherheit Schlüsse ziehen zu können. So soll eine lange Zunge verraten, daß man einen hochmütigen Charakter besitzt und sich gern über andere hinwegsetzt. Hingegen ist der Besitzer einer schmalen Zunge in allen seinen Unternehmungen vom Unglück verfolgt, und nach der Zunge kann man urteilen, ob man mit jemand ein Geschäft zusammen machen, oder sich vor dessen Pech hüten soll. Wer eine kurze und breite Zunge hat, ist ein Don Juan schlimmster Sorte und von Frauen viel geliebt, er nimmt es jedoch mit der Treue nicht genau, und die Frauen und Mädchen sollen sich vor Leuten mit kurzen und breiten Zungen stets in acht nehmen. Ist eine Zunge lang und sehr breit, so verrät sie große Lust zum Reisen. Der Besitzer einer solchen Zunge ist von unbeständigem Charakter, vertritt heute eine Meinung, die er morgen bekämpft, und liebt es dabei, sich oft in gefährvolle Abenteuer zu stürzen. Eine spitze Zunge ist eigentümlicherweise das Anzeichen eines guten Herzens, so daß die Redensart von der „spitzen Zunge“ vollständig ihre Berechtigung verliert. Leute mit spitzen Zungen erfüllen gern die Wünsche ihrer Mitmenschen, wenn sie im Bereiche der Möglichkeit liegen und werden daher sehr oft angepöpselt. Diese neue Wissenschaft, die ihnen weniger phantastisch ist, wie das Lesen des Charakters aus den Handlinien, dürfte bald Schule machen.

□ **Als Napoleon starb.** Während wir Deutschen in den Arbeiten Holzhausens und anderer Gelehrter ein anschauliches Material über die Aufnahme des Todes Napoleons besitzen, harret in Frankreich diese reizvolle Aufgabe noch ihres Bearbeiters. Ein junger Historiker Louis Jacob bereitet nun ein ausführliches Werk über die Kundgebungen beim Ableben des großen Korfen vor und teilt schon jetzt einiges daraus in der „Nouvelle Revue“ mit. Danach wurde die Kunde seines Todes in Frankreich zunächst ziemlich totgeschwiegen. Der offizielle „Moniteur“ teilte am 6. Juli 1821 an verstreuter Stelle mit, „daß englische Zeitungen den Tod Bonapartes melden“. In den anderen Zeitungen konnte man etwas mehr lesen, aber die Nachrichten wurden allgemein recht kühl aufgenommen. Wie Mme. de Voigne erzählt, schrien die Zeitungsverkäufer aus: „Der Tod Napoleon Bonapartes für zwei Sous“. Seine letzte Rede an General Bertrand für zwei Sous“. Doch sie machten nicht mehr Aufsehen, als wenn sie „einen verlorenen Hund ausriefen“. Die Kammer der Abgeordneten hatte die Weisung empfangen, sich jeder Erwähnung zu enthalten. In einer Rede über die Zensur gebrauchte der Abgeordnete Duplessis de Orgeban zufällig den Ausdruck „Usurpator“ — „er ist tot“, schrie eine Stimme von der Linken. Duplessis antwortete darauf erregt und konnte an dem Tage in seiner Rede nicht mehr fortfahren, da der Saal sich leerte. In London traf die Nachricht im Parlament ein, als gerade über die indische Handelskompanie gesprochen wurde. Der Präsident verlas die Depesche Hudson Lowes. Da sprang ein Abgeordneter Lordes auf und rief: „Herr Präsident, ich beglückwünsche Sie zu dieser Neuigkeit!“ Dieses Wort begegnete allgemeiner Entrüstung. Sir Douglas Haig erklärte, daß es eines Engländer unwürdig wäre, sich über den Tod eines Feindes zu freuen. Lordes entschuldigte sich nun damit, er hätte seinen Glückwunsch darüber ausdrücken wollen, daß der Unterhalt des Gefangenen von St. Helena nicht mehr das englische Budget belasten werde. Aber auch darüber herrschte allgemeine Erbitterung, die sich erst legte, als man sich wieder den Tagesfragen zuwandte.

□ **Meerestiefen.** Das deutsche Vermessungsschiff „Planet“ hat bei seinen ozeanographischen Erforschungen auf 154 Grad östlicher Länge und 7 Grad südlicher Breite im Stillen Ozean eine Meerestiefe von 8045 Metern erlotet. Vom Institut für Meereskunde wurden hierzu noch folgende näheren Angaben gemacht: „Das unserer Kriegsmarine angehörende Vermessungsschiff „Planet“ hat im Jahre 1906 von Hamburg die Ausreise angetreten, um in deutschen Meeresgebieten Tiefseeforschungen und Wellenmessungen vorzunehmen. An Bord befinden sich Männer der Wissenschaft, die zusammen mit den Schiffsärzten die Feststellungen machen. Die Gegend, in der die Meerestiefe von 8045 Metern erlotet worden ist, befindet sich im Korallenmeer, südwestlich von den Salomon-Inseln. Bisher kannte man als größte Meerestiefe eine von vier- bis fünftausend Metern. Das neue Resultat ist aus dem Grunde besonders interessant und wissenschaftlich wertvoll, weil jene Gegenden bislang sehr schlecht und ungenügend ausgelotet worden sind. Die absolut größte bisher gefundene Meerestiefe stellt diese neue Zahl nun allerdings nicht dar. Sie beträgt vielmehr 9636 Meter und befindet sich ebenfalls im Stillen Ozean, und zwar bei den Tonga-Inseln. Solche ungeheuren Meerestiefen entstehen dadurch, daß sich an einzelnen Stellen der Meeresboden senkt und auf diese Weise sogenannte Meeresgräben sich bilden. Uebrigens darf man nicht annehmen, daß sich in solchen Tiefen kein lebendes Wesen mehr aufhalten kann, weil durch den kolossalen Druck alles Leben getötet werde. Die Tiere des Meeres gewöhnen sich vielmehr an den Druck und können nach und nach bis zu dieser Tiefe hinuntersteigen.

Die Semiramis des Ostens.

Zum Tode der Kaiserin Tzu-Hsi von China

Von Franz Woas - Wiesbaden.

Wenn die Frauen beweisen wollen, daß ihr Geschlecht durchaus nicht so minderwertig ist, wie es von einem Teile der Männervelt immer hingestellt wird, dann ist ihnen das leicht gemacht, indem sie auf die vielen hervorragenden Herrscherinnen hinweisen, die es zu allen Zeiten der Weltgeschichte gegeben hat. Eine Semiramis und eine Kleopatra, die Kaiserinnen Maria Theresia von Oesterreich und Katharina II. von Rußland, die Königinen Elisabeth und Viktoria von England samt mancher andern haben es wohl zur Genüge bewiesen, daß auch Frauen die Bügel der Regierung selbst bei den größten Reichen mit Geschick zu führen imstande sind.

Die größte Herrscherin aller Zeiten — wenigstens was den Umfang ihres Gebietes und die Zahl ihrer Untertanen betrifft — gehörte aber der Gegenwart an; es ist dies die Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi von China, die freilich seit einer Reihe von Jahren dem Namen nach dem angeblichen regierenden Kaiser nur noch als Ratgeberin zur Seite stand, die aber in Wirklichkeit bis zu ihrem eben erfolgten Tode die eigentliche Regentin des himmlischen Reiches war. Antlisch wird die Zahl der Bewohner Chinas auf 400 Millionen geschätzt. Da die Gouverneure der einzelnen Provinzen deren Einwohner aber möglichst niedrig angeben, damit ihre Beiträge zu den Kosten der Zentral-Regierung möglichst gering bemessen werden, so kann getrost angenommen werden, daß die Einwohnerzahl Chinas 450 Millionen beträgt. So viel Bewohner umfaßt aber heute bei weitem nicht einmal das englische Weltreich mit allen seinen Kolonien zusammengenommen. Kaiserin Tzu-Hsi war tatsächlich in dieser Beziehung die bedeutendste Herrscherin des Erdenrundes.

Das seltsamste aber ist, daß es sich dabei um ein Land handelt, in denen die Frauen sonst auf so unendlich niedriger sozialer Stufe stehen. Gerade der Chinese sieht in der Frau lediglich eben — die Frau; er schätzt sie durchaus nicht als ihm gleichwertig, selbst da nicht, wo sie ihm die schwersten Dienste als Mitarbeiterin in seinem Gewerbe leistet, wie dies bei den chinesischen Bauern, Schiffern, Fischern usw. der Fall ist. Töchter zu bekommen, gilt in China noch als ein Unglück, und niemand macht sich ein Gewissen daraus, sie verkommen zu lassen oder gar auszuwerfen. In den öffentlichen Dingen hat die Frau auch nicht das Geringste zu sagen, sie existiert einfach für die Öffentlichkeit nicht. Um so mehr muß es Wunder nehmen, wenn da eine Frau es verstanden hat, die höchste Gewalt in China an sich zu reißen und sich so lange darin zu halten.

Sie hat ein Alter von einigen siebenzig Jahren erreicht, seit einem halben Jahrhundert — mit kurzen Unterbrechungen — die Regierung geführt, die noch dazu eine durchaus persönliche war, denn alles ging durch ihre Hand. Diese lange Regierungszeit war noch dazu eine Zeit der gewaltigsten Stürme und Umwälzungen. Gerade in dieser Zeit vollzog sich die zum Teil recht gewaltsame Erschließung des himmlischen Reiches für den Weltverkehr. Kriege mit England, mit Frankreich, mit Japan und obenein die schwersten inneren Umwälzungen und Aufstände wie die Boxer-Rebellion spielten sich während der Zeit ab, in der sie regierte oder doch bereits dem regierenden Herrscher nahestand. Bei allen diesen wichtigen Ereignissen hat sie ihre Hand im Spiele gehabt, und dann auch zum Teil die bösen Folgen davon persönlich tragen müssen, ohne sie jemals, auch unter den schwersten Schicksalsschlägen, wirklich niedergebrosen ist. Es mußte ein außergewöhnlich starker Geist in dieser Frau stecken!

Tzu-Hsi war, wenn auch eine Mandschu, so doch nur von niedriger Herkunft. Ihr Vater war ein kleiner Beamter, verlor aber bei Zeiten aus irgend einem nichtigen Anlaß — wie das vielfach in China vorkommt — seine Stellung; die Tochter mußte sich selbst ihr Brot verdienen. Man erzählt sogar, sie habe eine Zeitlang ein Gewerbe betrieben, das gerade nicht zu den geachteten gehört, wenn es auch nicht gerade verachtet ist: sie soll nämlich Dünger auf den Straßen der Stadt Kanton aufgesammelt und verkauft haben! Vielleicht sagt man ihr dies aber auch nur nach, um sie herabzusetzen, denn sie hat zu allen Zeiten erbitterte Feinde gehabt. Jedenfalls steht fest, daß sie Dienerin war, und als solche kam sie mit jungen Jahren an den Hof in Peking, womit ihr Glück auch gemacht war.

Sie soll die schönste Frau ihrer Zeit gewesen sein. In ihrem Palaste zu Peking stieß ich, als die europäischen Truppen ihn im August 1900 besetzt hatten, auf ein Bildnis von ihr, das sie in einem Alter von etwa 30 Jahren darstellte. Es war wohl nicht mehr Zeit genug gewesen, dieses interessante Bild noch mitzunehmen, denn die Abreise der Kaiserin vollzog sich damals unter dem Donner der fremden Kanonen und war nichts anderes als

eine schnelle Flucht. Dieses Bild zeigte sie als eine wirklich schöne Frau, an der vor allem die klugen Augen auffielen, die freilich auch einen deutlichen Zug der Verschmießtheit und Grausamkeit nicht verleugnen konnten. In der Tat war sie rücksichtslos bis zur Grausamkeit, wo sie es glaubte sein zu müssen, und selbst der dem Namen nach regierende, jetzt verstorbene Kaiser Kwang-Hsi hat zu Zeiten ihre Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit schwer zu fühlen bekommen.

Ihre ungewöhnliche Schönheit und Klugheit fiel dem Kaiser Tien-Fang auf, der seit 1850 in Peking regierte; er machte sie zu einer seiner vielen Konkubinen dritten Ranges, und wenn sie als solche auch immer noch eine sehr untergeordnete Stellung einnahm, so verstand sie es doch, allmählich den Kaiser selbst, sowie dessen Umgebung in ihre Gewalt zu bekommen. Im Jahre 1861 starb der Kaiser plötzlich. Man hätte meinen sollen, nun wäre ihr Reich zu Ende gewesen. Aber das Unglaubliche geschah: sie warf sich zusammen mit einer anderen Konkubine als Regentin des Landes auf, trotzdem sie keine Nachkommen vom Kaiser hatte. Sie ließ einen der jungen Söhne des Verstorbenen zum Kaiser ausrufen und übernahm die Regentschaft für ihn. 12 Jahre lang führte sie dies durch, ohne daß es ihren vielen Widersachern gelang, sie zu entfernen, und durchaus selbständig regierte sie das weite Reich, das gerade in dieser Zeit von mannigfachen Stürmen heimgesucht wurde.

Im Jahre 1875 starb nun auch Tzung-Chi plötzlich und in unauflöslicher Weise, nachdem er nur zwei Jahre regiert hatte. Wieder bemächtigte sich Tzu-Hsi zusammen mit der früheren Genossin der Regentschaft, während die junge Witwe von Tzung-Chi sich in landesüblicher Weise selbst den Tod gab. Eine kurze Zeit lang regierten beide in vollständiger Einigkeit das Reich, bis plötzlich ein Zwist zwischen ihnen ausbrach; auch die Mitregentin starb plötzlich, und Tzu-Hsi führte nunmehr allein die Regierung für den nominellen Kaiser, den jungen Kwang-Hsi, der ein Neffe der Verstorbenen war.

Dieser Kwang-Hsi war der jetzt verstorbene Kaiser. Bis zu seiner Großjährigkeit im Jahre 1898 hatte Tzu-Hsi für ihn unumschränkter als jemals geherrscht; sie war in der Fülle ihrer Macht, auf dem Gipfel ihrer Tätigkeit; die böse Zeit des sino-japanischen Krieges hatte sie mit bewundernswerter Klugheit und Energie zu überwinden gewußt, indem sie ihrem treuen bewährten Ratgeber und Freunde Li-Hung-Chang den größeren Teil der schweren Last aufbürdete. Damals bediente sie sich auch noch der Hilfe von Europäern, namentlich der Deutschen, und Deutsche — wie der frühere Artillerieoffizier Hannemann — waren es, die damals die gewaltigen Befestigungen am Peking, die Taku-Forts, anlegten und ausbauten, die andere Deutsche später stürmen sollten. Auch das spätere Fort Arthur ist von ihr zur damaligen Zeit angelegt worden, und auch hieran haben frühere deutsche Artillerie- und Ingenieursoffiziere viel gearbeitet.

Merkwürdigerweise wandte sich die Kaiserin aber bald nach dem Friedensschlusse von Schimonoseki, der ihr die Insel Formosa gekostet hatte, in dem sie diese an Japan abtreten mußte, von den Fremden wieder ab. Sie geriet gänzlich in das Fahrwasser der chinesischen Fremdenfeinde, während Kwang-Hsi umgekehrt unter dem Einflusse jüngerer Lehrer und Freunde ins Lager der Europa-Freunde überging. Dies führte naturgemäß bald zu einem starken Zusammenstoß zwischen beiden. Die Mächtigeren aber war Tzu-Hsi, sie ließ eines Tages alle die „unverantwortlichen Ratgeber“ des Kaisers festnehmen, und einen Teil davon in Peking öffentlich köpfen. Den Kaiser selbst ließ sie zugleich in ein besonderes Gebäude bringen, das im Gebiete des Sommerpalastes liegt, und ringsum von einem großen Festscheit umgeben ist. Hier wurde der junge Herrscher, der vorzeitig den Versuch der Selbständigkeit gemacht hatte, sorgsam gegen die Welt abgeschlossen gehalten; er soll direkt eingemauert gewesen sein. Eine vermauerte Tür ist mir in der Tat selbst in jenem Gebäude aufgefallen, als ich es im Jahre 1900 kurz nach der Einnahme von Peking betrat.

Inzwischen hatten aber die vielen geheimen Gesellschaften, die zu allen Zeiten in China stark in Wirklichkeit sind, ausnahmsweise große Erfolge errungen; sie hatten die Boxer-Bewegung zustande gebracht; es erfolgten gewaltige Aufstände, die Gesandten wurden in ihren Quartieren eingeschlossen, aus Europa, Japan und Amerika kamen fremde Truppen ins Land. Die Kaiserin mußte mitsamt dem wieder befreiten Kaiser ins Innere des Landes fliehen, um erst nach Jahr und Tag wieder in die Hauptstadt zurückzukehren.

Man hätte annehmen sollen, daß die Kaiserin nunmehr erst recht den Fremden feindlich gesinnt gewesen wäre; aber wieder war gerade das Umgekehrte der Fall! Sie hatte sich wohl nun endgültig davon überzeugt, daß ihr großes Reich auf dem alten

Bege ist nicht weiter kommen könnte, und somit schlug sie jetzt entschieden den neuen Weg ein. Dies war um so klüger von ihr gehandelt, als sie nun auch der Zustimmung des eigentlichen Kaisers sicher war. Das Verhältnis der beiden zueinander wurde in der Tat auch von da an ein sehr gutes. Wenn sie trotzdem die Bügel der Regierung sich nicht entgleiten ließ, so lag dies vornehmlich daran, daß der Kaiser dauernd bei schlechter Gesundheit war. Man erzählt sich auch, daß seine Hauptgemahlin ihn betrogen habe und er infolgedessen gemütskrank geworden sei. Jedenfalls hat man seit der Rückkehr von keinem Zwist zwischen dem Kaiser und der Kaiserin mehr vernommen.

Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit folgten jetzt die Reformen. Die Kaiserin scheute sich jetzt nicht, die Art an Einrichtungen zu legen, von denen man bis dahin annahm, daß ohne sie China nicht denkbar wäre. Vor allem schaffte sie die seit Jahrtausenden bestehenden seltsamen Prüfungen ab, denen sich bis dahin jährlich viele Tausende von jungen und alten Leuten unterzogen hatten. Dafür wurden neue Schulen eingerichtet, in denen das moderne europäische Wissen gelehrt werden sollte; für die Anstellung als Staatsdiener sollten künftig nur noch diese Schulen in Betracht kommen. Sie sandte zahlreiche Schüler nach Japan hinüber, um dort in dem befreundeten Volke umso leichter moderne Anschauungen zu gewinnen, was freilich zum Teil unheilvoll ausfiel, weil viele der jungen Leute als Revolutionäre heimkehrten und der eigenen Regierung Schwierigkeiten bereiteten.

Die Kaiserin hatte aber ferner den außerordentlichen Mut, gegen den Verfall Chinas, das Opium-Rauchen, vorzugehen. Sie verbot es allen ihren Beamten, und als dieses Verbot nicht ohne weiteres zu fruchten schien, ging sie sogar gegen kaiserliche Prinzen vor, als sie sich nicht fügen wollten. Im übrigen wurden die Verkaufsstellen für Opium bis aufs äußerste beschränkt, und es ist die Zeit wohl abzusehen, wo das Opium-Rauchen in China gänzlich aufgehört haben wird. Auch eine Art Selbstverwaltung gab sie den Provinzen; ja, sie förderte die Einführung von Stadträten für die großen Städte und ähnliche Einrichtungen mit voller Absicht, dann als Krönung ihres weit aussehenden Reformwerkes bereitete sie die Einführung des Parlamentarismus vor; in 15 Jahren soll das Land reif sein, daß ein chinesisches Parlament zusammentreten kann, — vielleicht erleben wir das nach den neuesten Vorgängen auch schon früher.

Man wird ihr für all' dies unumschränkte Anerkennung nicht verjagen können. Mag sie aus früheren Zeiten auch manches auf dem Korbholze haben — jedenfalls war diese Kaiserin Tschu-Schi eine außergewöhnliche Frau und eine außergewöhnliche Herrscherin.

Amerikana.

Die Töchterpensionate.

In Amerika spielen die Töchterpensionate noch eine weit größere Rolle als bei uns. Jedes junge Mädchen, das in der Gesellschaft nur irgendwie glänzen will, muß eine Zeit seines Lebens in einem Pensionate zugebracht haben, denn nur dort allein bekommen sie den Schiß, der ihnen zum Leben unbedingt nötig ist. Aber die Kosten, die ein Aufenthalt in einem solchen Pensionate erfordert, sind auch nicht gering, wissen doch die Pensionatsinhaberinnen, daß sie für die Erziehung der jungen Mädchen geradezu unentbehrlich sind. Der eigentliche Preis ist ja dabei das Wenigste. 1000 Dollar, viertausend Mark, ist das Geld, das man für das Töchterchen ausgibt.

Dafür erhält die junge Dame ein kleines Zimmer, ist das Zimmer etwas größer, dann teilt sie es mit einer Altersgenossin. Das tägliche Bad wird im allgemeinen Badezimmer gemeinschaftlich genommen und nach den morgentlichen und abendlichen Bädern werden die Freiübungen in einem dünnen, losen Hemde vorgenommen. Will eine junge Dame ein Badezimmer für sich allein haben, dann hat sie 200 Dollar, achthundert Mark, extra zu zahlen. „Extras“ sind überhaupt ein sehr wesentlicher Faktor, und diese „Extras“ erhöhen den Pensionspreis zumeist um das Doppelte des eigentlichen Preises. Unter diesen „Extras“ fallen aber auch die Disziplinen, von denen man annehmen sollte, daß sie zur Ausbildung des jungen Mädchens gehören. Reiten, Fechten, Tanz, Musik, Malerei und selbst die Benutzung der Instrumente gehören dazu.

Privilegien für einzelne Schülerinnen sind gänzlich ausgeschlossen. Die jungen Mädchen sind verpflichtet, Uniformen zu tragen, haben aber neben all den anderen „Extras“ auch Unterricht in der Gesichtslehre. Jedem der Mädchen wird beigebracht, wie es sich möglichst individuell, möglichst originell zu kleiden habe, wie es möglich sei, durch die Toilette allein so intensiv zu wirken, wo dies mit anderen Mitteln kaum denkbar ist. Morgens um sieben Uhr stehen die Misses auf, und Punkt 7½ Uhr wird das erste Frühstück eingenommen. Die Sportstunden, die Spaziergänge und der praktische Unterricht fallen auf den Nachmittag. Der größte Wert wird natürlich auf die gesellschaftliche

Ausbildung gelegt. Bei den Fife o'clock spielt immer eines der Mädchen die Gastgeberin, und die Konversation wird in Bezug auf die Geistreichigkeit der Unterhaltung genau kontrolliert.

Auch praktisch werden die Mädchen ausgebildet; sie müssen kochen können, wenn sie diesen Ort des Unterrichts verlassen, sie müssen Hausmannskost und feine Küche kochen und alle Arbeiten beherrschen, die einen Diensthofen entbehrlich machen. Sehr viele der Damen bereiten sich in dem Pensionate aber auch für ein ernstes Ziel, für das Studium vor. Die meisten von ihnen aber treten von dem Pensionate aus in die Gesellschaft, und dort müssen sie beweisen, daß sie wirklich etwas gelernt haben. Allerdings haben die Misses auch oft eine verblüffende Ähnlichkeit miteinander, und nach ihrem Benehmen und nach ihrem Geschmack kann man oft genug beurteilen, auf welcher Avenue sie ihre Ausbildung genossen haben. Und diese Miß kennen wir als selbstbewußtes, energisches und anspruchsvolles Geschöpf, als junge Dame, deren Luxusbedürfnis gewaltig ist, und von dem Manne der Wahl verlangt, daß er keinen anderen Wunsch habe, als für die Gattin allein zu arbeiten. Und das alles lernen sie in den teuer bezahlten „Extras“.

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 268.

Magisches Quadrat:

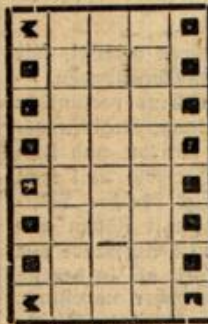
H	A	L	M
A	R	I	E
L	I	S	T
M	E	T	A

Diamanträtsel:

T
R O M
B I R K E
T O R P E D O
S T E R N
U D O
O

Wichtige Lösungen schickten ein: W. Berg-Wiesbaden — Gd. Weber-Wiesbaden — Fritz Kichler-Wiesbaden — Olga Vertram-Wiesbaden — M. Jölter-Wiesbaden — Herm. Dauster-Niebrich — Th. Bad-Niebrich — Adolf Krell-Niedernhausen — Carl Gylhäuser-Niedernhausen — Marie Scheuermann-Niedernhausen.

Füllrätsel.



1. Musikinstrument.
2. Philosoph und Astrolog des 13. Jahrhunderts.
3. römischer Feldherr.
4. Verwandter.
5. Bekannter altgriechischer Ort.
6. Landschaft in Südarabien.
7. Stadt in Italien.
8. altbiblischer Name.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben A A A A A A A A A A, B B B, D D, E E E E E E E E, F I I I, L L L L, M M, N N N, O O, R R R, S, U, V derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigegebenen Bedeutung ergeben, während die erste und letzte senkrechte Reihe je eine wärrige Blume bezeichnet.

Wortspiel.

Es sind 7 Wörter zu suchen von der Bedeutung unter a. Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort von der Bedeutung unter b zu bilden. Die unter b neu eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang gelesen ein Königreich benennen.

- | a. | b. |
|---------------------|-------------------|
| 1. Getränk | — Nahrungsmittel. |
| 2. Werkzeug | — Körperteil. |
| 3. Nachtvögel | — Vorname. |
| 4. Frucht | — Werkzeug. |
| 5. Haustier | — Körperteil. |
| 6. Körperteil | — Vorname. |
| 7. Reinigungsmittel | — Gewebe. |

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glödes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers.
Konrad Rehbofs in Wiesbaden.